

Leitartikel

Heinz Schuster Muß die Kirche Angst vor der Zukunft haben?

Sicher nicht nur der Hl. Geist, sondern auch die rhetorische Erfahrung der Konzilsväter haben dafür gesorgt, daß die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils mit den Worten „gaudium et spes“, Freude und Hoffnung, beginnt. Sie waren bald zum Begriff eines spezifischen postkonziliaren Selbstgefühls der Kirche und darüber hinaus zu einem Programm geworden. Der theologische und der praktisch-pastorale Mut der katholischen Christen und ihrer Gemeinden in der Zeit nach dem Konzil hatten in ihnen sicher ein entscheidendes Motiv.

Es gibt heute eine Reihe von Gründen, jenen ersten Satz der Konstitution weiterzulesen. Die beiden nächsten Worte heißen „luctus et angor“, Trauer und Angst. Man kann sich kaum vorstellen, daß die vielzitierte Konzils-erklärung über „Die Kirche in der Welt von heute“ diesen Titel hätte tragen können. Aber es ist die Frage, ob der Zustand der *heutigen* Welt und der heutigen Kirche mit diesen Worten nicht adäquater signalisiert ist.

Um noch einmal daran zu erinnern: Die Konzilsväter haben erklärt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“.

Damit stellt sich für die Kirche als erstes die Frage, ob sie sich auch heute noch bei diesem Wort nehmen läßt. Das würde bedeuten, daß sie die Ängste, die Enttäuschungen und die Bedrücktheit mit dem heutigen Menschen teilt, *ohne* sich vorschnell aus der Zuständigkeit zu stehlen. Schließlich sind ja Ängste und Trauer etwas, was nicht rational auf bestimmte Ursachen und Zuständigkeiten zurückgeführt werden kann. Wenn Menschen heute enttäuscht sind an ihrer Wachstumsphilosophie, wenn sie mühsam das Wort Verzicht buchstabieren lernen; wenn sie gerade dabei sind, die „Wertfreiheit“ der Technik als höchst amoralisch zu durchschauen; wenn sie zittern vor Kriegen und Terror, für die es von ferne keinen vernünftigen Grund gibt; wenn sie sich arm zahlen für eine Rüstung, von der man nicht sieht, wieso sie dem Frieden dienen kann — dann handelt es sich dabei um Ängste jenes Menschen, mit dem die Kirche sich solidarisch erklärt hat.

Solidarität mit den Ängsten der Menschen

Diese Solidarität bedeutet für viele Gemeinden und ihre Seelsorger längst kein Problem mehr. Sie leiden wirklich mit dem Menschen von heute. Denn sie *sind* ja selbst diese Menschen.

Insoweit muß man unsere Frage also positiv beantworten: Wenn die Zukunft des Menschen bedroht scheint, wenn der Mensch von heute Angst hat angesichts dieser Zukunft, dann ist die Kirche mitbetroffen. Sie kann sich aus dieser objektiven Betroffenheit nicht herausschleichen durch die Flucht in ihre jenseitige Dimension.

Nun ist aber die Kirche nicht angetreten unter dem Gesetz, ein Evangelium der Trauer in einer Gemeinde von Ängstlichen zu verkünden. Wie soll sie also mit ihrer Angst zurecht kommen? Wie kann sie trotz der Angst, vor der sie nicht flüchten kann, der heutigen Welt jene Hoffnung plausibel machen, die Anfang und Grund ihrer selbst war?

Eine erste Möglichkeit ist wohl darin zu sehen, daß die Kirche eindeutig zu ihrer Geschichte stehen muß. Ich meine F. X. Kaufmann stellt zurecht fest: „Es gibt keinen Grund, an der Zukunft des Christentums zu zweifeln, sofern man seine Geschichtlichkeit ernst nimmt — und nicht seine Unwandelbarkeit“¹. Die Betroffenheit der Kirche durch die Zukunft der Menschheit ist nicht glaubwürdig, wenn die Kirche nicht auch offenkundig für jedermann zu ihrer Geschichte steht. Dieser Geschichte verdankt die Kirche ihre Strukturen und Konturen. Die Freiheit der Menschen, die in Jesus ihre von Gott selbst sanktionierte Kompetenz erfahren haben, hat die Kirche letztlich so gestaltet, wie sie sich heute darstellt. Die Kühnheit, mit der man sich im Laufe der Zeit zu einer bestimmten Zahl von Sakramenten, zu einem Priestertum sakral-kultischer Art, zur Zentralisierung kirchlicher Macht usw. entschieden hat, der Mut also zur immer neuen Anpassung und Veränderung, stützte sich auf die eine unabänderliche Konstante: Jesus, in dem Gott seine Menschenfreundlichkeit greifbar gemacht hat. Wo die Tradition dieser urchristlichen Kühnheit, innerhalb einer je neuen Situation das Evangelium Jesu glaubwürdig zu machen, abbricht, wächst zwangsläufig Angst. Die Zukunft wird bedrohlich, weil man ihr gegenüber keine Alternative mehr hat.

Nun könnte man sagen, diese Angst sei kirchenspezifisch; wer sich zur Kirche bekennt, müsse sich eben damit abfinden. Immerhin biete die Kirche gerade mit ihren ein für allemal festgelegten Strukturen und Normen für

¹ F. X. Kaufmann, Kirche begreifen, Freiburg 1979, 108.

Wie der heutigen
Welt Hoffnung
plausibel machen?

Ernstnehmen der
eigenen Geschichte

Geborgenheit
in festgelegten
Strukturen ...

viele Menschen so etwas wie Sicherheit und Geborgenheit. Ja es melden sich schon wieder die Stimmen, die meinen, die wachsende Verunsicherung der Menschen heute würde die Sehnsucht nach Geborgenheit in einem so berechenbaren System wie der Kirche nur größer werden lassen. Waren die Zeiten der großen Nöte, vor allem der Kriege, für die Kirchen nicht „gute Zeiten“?

Es ist sicher schwer, diesem Phänomen gerecht zu werden. Die Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit ist wohl der schwächste Punkt des Menschen. Aber eben jener Punkt, dessentwegen er für Gott liebenswürdig ist. Schließlich gehört es zur Urerfahrung des Christentums, daß Gott „für uns ist“ (Röm 8), daß er für uns sorgt wie ein Vater, daß wir Menschen also in ihm geborgen sind. Umso behutsamer muß man mit dieser Ursehnsucht des Menschen umgehen. Nirgendwo anders ist er so leicht zu verführen und — zu enttäuschen.

... und in
gemeinsamer Angst?

Für die Kirche stellt sich somit die Frage, welche Art von Geborgenheit sie dem verängstigten Menschen unserer Tage redlicherweise bieten kann. Ich meine, unsere Überlegung hat so weit geführt, daß ein System, das seine eigene Geschichte hintanstellt aus Angst vor einer *neuen* Geschichte zwar vielleicht Ängstliche an sich bindet, im Grunde aber dann nur die eigene Angst reproduziert. Die gesuchte Geborgenheit bleibt nur in einem eng begrenzten, von peniblen Gesetzen definierten Raum gegeben. Schon der Gedanke, jene Grenzen zu überschreiten, erzeugt Angst. Also eine Geborgenheit in gemeinsamer Angst?

Mit dem Evangelium von der durch Gott befreiten Freiheit des Menschen hätte dies nichts mehr zu tun. Eine solche Flucht in die Solidarität der Angst wäre auch ein Verrat an der alten Tradition des Mutes in der Kirche.

Der „kleine Mut“
zu den Erfahrungen
der Christen
und Gemeinden

Nun wird keiner von heute auf morgen von der Kirche den ganz „großen Mut“ erwarten: Daß sie z. B. bei der Verkündigung ihrer Dogmen auf die alten Drohungen, nämlich das „anathema sit“, verzichtet; daß sie in den Mittelpunkt ihrer amtlichen Moraltheologie die Sorge um den Menschen und nicht die Promulgation von Prinzipien und Gesetzen rückt. Aber den „kleinen Mut“ darf und muß man von der Kirche erwarten. Er beginnt damit, daß sie dem Geist vertraut, wie er immer schon in den Gemeinden, in den christlichen Gruppen, an der „Basis“ also am Werk war. Hier hat man längst Erfahrungen gesammelt, wie man trotz Angst und mitten in der Trauer des Menschen angstfrei von der Guten

Nachricht Jesu sprechen kann. Hier gibt es bereits jene „Kurzformeln“ des Glaubens und die Konzentration auf die wirklich entscheidenden ethischen Probleme, zu der die Institution der Kirche auf Antrieb gar nicht fähig sein kann. Hier gibt es eine praktizierte Ökumene, ein ökumenisches Verständnis von Christentum, das für die Zukunft der menschlichen Gesellschaft und der Kirche selbst äußerst wichtig sein kann.

Muß man all diese „kleinen“ mutigen Ansätze weiterhin so ängstlich betrachten, wie dies in der Vergangenheit der Fall war? Muß man immer wieder die Angst schüren, diese Versuche, diese Modelle würden eine Institution wie die Kirche als ganze zu Fall bringen? Ist der „kleine“ Mut der Christen und der christlichen Gemeinden nicht die Chance und der Anfang des „großen“ Mutes, den die Kirche in ihrer Geschichte einmal hatte, und ohne den sie wirklich Angst — und nur Angst — vor der Zukunft haben muß?